

BRUNNEN

Der
Analog

ROMAN

DAUMAL

Le Mont Analogue

B

SUHRKAMP

ACADÉMIE DE BERLIN
Suhrkamp

B FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK

Diese Ausgabe von *Der Analog* von René Daumal ist Teil der FRANZÖSISCHEN BIBLIOTHEK, die in Zusammenarbeit zwischen der ACADÉMIE DE BERLIN und dem SUHRKAMP VERLAG entstanden ist.

Gemeinsam wollen wir auf bedeutende, aber fast vergessene Werke der modernen französischen Literatur aufmerksam machen – die FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK soll dazu in einer ersten Auswahl als Kompass dienen und als Anregung, sich immer wieder aufs Neue für französische Literatur in deutscher Sprache zu begeistern.

Die ACADÉMIE DE BERLIN wurde 2006 unter der Schirmherrschaft von Richard von Weizsäcker gegründet. Ihre Mitglieder, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, haben es sich zum Ziel gesetzt, den kulturellen und gesellschaftlichen Austausch zwischen Frankreich und Deutschland zu fördern.

Der Analog ist ein Berg, der »Himmel und Erde verbindet«, höher als der Mount Everest – doch bisher unentdeckt. Theodor, der bei einer Zeitschrift für Paläontologie arbeitet, ist von der Existenz jedoch überzeugt. Ebenso wie Dr. Sogol, der sich mit ihm in Verbindung setzt, Alpinismus lehrt und die eigene Wohnung in einen Gebirgsweg verwandelt hat. Es findet sich schließlich eine ganze Gruppe von Abenteuerlustigen zusammen, die die Sinnsuche zum Berg treibt. Sie rüsten ein Schiff aus, die *Impossible*, und begeben sich zu jener von niemandem je gesehenen Landmasse. Tatsächlich gelangt die Reisegruppe zum Berg, doch der Aufstieg konfrontiert sie mit unerwarteten Mühen. Der Weg zum Gipfel ist gleichsam ein innerer und die Annäherung an eine höhere Weisheit.

Der erste Roman René Daumals, eines Autors, der in Rausch und Nahtoderfahrung Erkenntnis suchte, hieß *Das Große Besäufnis*. Seinen zweiten Roman, *Der Analog*, beschrieb er selbst als das Gegenstück, als »Ausblick in eine Welt, in der es das Wahre, Gute, Schöne gibt«. Daumal verlässt 1940 mit seiner jüdischen Ehefrau Vera Milanova das von der deutschen Wehrmacht besetzte Paris. Nach Stationen in den Pyrenäen und in Marseille, lässt sich das Paar 1943 in den Alpen nieder, wo Daumal die Arbeit am *Analog* fortsetzt. *Der Analog* muss jedoch unvollendet bleiben und erscheint posthum. Der Autor stirbt mit 36 Jahren infolge einer Tuberkuloseerkrankung und sein Roman schließt mit einem Komma. Der Leser also muss die letzten Schritte zum hoffnungsfrohen Ausblick eigenständig erklimmen.

RENÉ DAUMAL wurde am 16. März 1908 in Boulzicourt, Ardennes, geboren. Bereits als Jugendlicher veröffentlichte Daumal Lyrik und setzte sich mit dem Dadaismus und dem Surrealismus auseinander. Mit 17 Jahren brachte er sich Sanskrit bei und übersetzte heilige indische Schriften. Er begründete gemeinsam mit Roger Caillois, Roger Gilbert-Lecomte und weiteren eine Künstlergruppe, die von 1928 bis 1930 die gleichnamige Zeitschrift *Le Grand Jeu* herausgab. Vera Milanova, die der Gruppe beitrug, wurde Daumals Ehefrau. Daumal starb am 21. Mai 1944 in Paris.

RENÉ DAUMAL

Der Analog

EIN NICHT-EUKLIDISCHER,
IM SYMBOLISCHEN VERSTAND AUTHENTISCHER
ALPINISTISCHER ABENTUEURROMAN

Mit einem Nachwort und einer
editorischen Notiz
herausgegeben von H. J. Maxwell
und Claudio Rugafiori

Aus dem Französischen
von Albrecht Fabri

SUHRKAMP

Der Analog

VORWORT DER HERAUSGEBER

Der Analog wurde von René Daumal im Juli 1939 während seines Aufenthalts in den See-Alpen, in Pelvoux, zu einem besonders tragischen Zeitpunkt begonnen. Er hatte gerade erfahren, daß er, einunddreißigjährig, bereits verloren war: die Tuberkulose, an der er seit zehn Jahren krankte, konnte nur einen tödlichen Ausgang nehmen.

Drei Kapitel waren ausgeführt, als Daumal, weil seine Frau Vera Milanova Jüdin war, im Juni 1940 das von den Deutschen besetzte Paris verließ. Nach drei Jahren, die er unter höchst schwierigen Bedingungen in den Pyrenäen (Gavarnie), dann in der Nähe von Marseille (Allauch) und dann wieder in den Alpen (Passy, Pelvoux) zugebracht hatte, fand Daumal im Sommer 1943 endlich eine Weile der Entspannung und hoffte, seinen »Roman« fertigschreiben zu können.

Er begann wieder daran zu arbeiten, doch eine dramatische Verschlimmerung seiner Krankheit hinderte ihn, den Bericht über seine »im symbolischen Verstand authentische« Reise zu beenden. Er starb am 21. Mai 1944 in Paris.

Wenngleich unvollendet, stellt *Der Analog* in seiner Komposition und in seiner Struktur eine »Fabel« dar, deren Ablauf in jeder Phase das von Daumal angegebene einzige Ziel zu erfassen erlaubt. Der Leser wird sich unschwer die Fortsetzung und das Ende dieser »alpinen Abenteuer« vorstellen, sie sogar rekonstruieren können mittels der Pläne auf den Seiten 114 und

115, der Texte der Seiten 117 bis 129, insbesondere einiger Zeilen der Seiten 122f., welche die »Fabel« zusammenfassen und durchschaubar machen.

ERSTES KAPITEL
welches das Kapitel der Begegnung ist

Neues im Leben des Autors – Die symbolischen Berge – Ein ernsthafter Leser – Alpinismus in der Passage des Patriarches – Vater Sogol – Ein Zimmerpark und ein nach außen gestülptes Gehirn – Die Kunst, miteinander bekannt zu werden – Der Mann, der die Gedanken gegen den Strich bürstete – Geständnisse – Ein satanisches Kloster – Wie der Teufel vom Dienst einen erfindungsreichen Mönch in Versuchung führte – Die fleißige Physika – Die Krankheit Vater Sogols – Eine Fliegengeschichte – Die Furcht vor dem Tode – Auf ein heißes Herz gehört ein kalter Verstand – Ein verrückter Plan, auf eine einfache trigonometrische Aufgabe reduziert – Ein psychologisches Gesetz

Was ich im folgenden erzähle, begann mit dem Anblick einer mir unbekanntem Schrift auf einem Briefumschlag. Er trug die Adresse der *Zeitschrift für Paläontologie*, deren Mitarbeiter ich war und die mir den Brief nachgeschickt hatte, und seine Schriftzüge spiegelten eine wechselnde Mischung von Gewalttätigkeit und Sanftheit. Indes ich mir noch Fragen hinsichtlich des Absenders und möglichen Inhalts des Briefes stellte, legte mir ein vages, aber unabweisliches Vorgefühl das Bild des »Steinwurfs in einen Froschteich« nahe; und von seinem Grund stieg, einer Luftblase gleich, das Eingeständnis auf, daß seit einiger Zeit mein Leben ziemlich stagnierte. Als ich den Brief endlich öffnete, hätte ich daher nicht sagen können, ob er auf mich wie ein erfrischender oder erkältender Lufthauch wirkte. Dieselbe rasche und zügige, nur in den Wortzwischenräumen absetzende Schrift. In atemloser Unmittelbarkeit sagte sie:

Monsieur, ich habe Ihren Artikel über den Analog gelesen. Bisher hielt ich mich für den einzigen, der von seiner Existenz überzeugt war. Nun sind wir schon zwei, morgen vielleicht sogar zehn, und die Expedition wird möglich. Wir müssen, so rasch es geht, Verbindung miteinander aufnehmen. Rufen Sie mich, so bald wie möglich, unter einer der unten angegebenen Nummern an. Ich warte darauf.

Pierre Sogol, 37, Passage des
Patriarches, Paris

(Folgten ein halbes Dutzend Telefonnummern, unter denen ich ihn, je nach der Tageszeit, erreichen konnte.)

Ich hatte den Artikel, auf den der Briefschreiber anspielte und der vor annähernd drei Monaten im Maiheft der *Zeitschrift für Paläontologie* erschienen war, nahezu vergessen.

Einerseits schmeichelte mir das Interesse, das ein mir unbekannter Leser dafür bekundete; zugleich jedoch empfand ich ein gewisses Unbehagen, ein literarisches Phantasieprodukt, das mich seinerzeit zwar begeistert hatte, inzwischen aber nur mehr eine verblaßte und erkaltete Erinnerung war, derart ernst, ja geradezu tragisch genommen zu sehen.

Ich überlas den Artikel noch einmal. Es handelte sich um eine mehr oder weniger kursorische Studie, die Symbolbedeutung des Berges in der Mythologie betreffend. Die verschiedenen Zweige der Symbolik, von der ich mir naiverweise etwas zu verstehen einbildete, waren seit langem eine meiner Lieblingsbeschäftigungen; hinzu kam, daß ich auch als Alpinist das Gebirge leidenschaftlich liebte. Die Vereinigung dieser beiden so verschiedenen Formen des Interesses auf denselben Gegenstand – den Berg – hatte gewissen Stellen meines Artikels eine lyrische Färbung gegeben. (So unvereinbar eine solche Vereinigung auch manchmal erscheinen mag: bei der Entstehung dessen, was man für gewöhnlich Poesie nennt, spielt sie eine große Rolle. Ich schreibe diese Bemerkung auf als Fingerzeig für Kritiker und Ästhetiker, die sich bemühen, dieser geheimnisvollen Art von Sprache auf den Grund zu kommen.)

In der Tradition der Fabel – so hatte ich dem Sinn nach geschrieben – bildet der Berg das Bindeglied zwischen Erde und Himmel. Sein einigender Gipfel reicht bis ans Reich der Ewigkeit, sein in zahlreiche Ausläufer sich verzweigender Fuß läßt ins Reich der Sterblichen aus. Er ist der Weg, auf dem der Mensch zum Göttlichen aufsteigen kann und das Göttliche sich dem Menschen offenbaren. Die Patriarchen und Propheten des Alten Testaments sahen Gott von Angesicht zu Angesicht an hochgelegenen Orten. Für Moses sind das der Sinai und der Nebo, im Neuen Testament der Ölberg und Golgatha. Ich ging so weit, das alte Symbol des Berges in den gelehrten Pyramidenkonstruktionen der Ägypter und Chaldäer wiederzufinden. Von da zu den Ariern übergehend, hatte ich an die dunklen Legenden der Veden erinnert, in denen es vom *Soma*, dem »Saft«, der der »Same der Unsterblichkeit« ist, heißt, daß es, in seiner lichtartigen Form, »im Berg« wohne. In Indien gilt der Himalaya als Wohnsitz Shivas und seiner Gemahlin, der »Tochter des Berges«, sowie der »Mütter der Welten« – ganz ähnlich wie in Griechenland der Oberste der Götter auf dem Olymp hofhielt. Eben in der griechischen Mythologie fand ich das Symbol noch ergänzt durch die Erzählung von einem Aufstand der Kinder der Erde, die mit ihrer irdischen Natur und mit irdischen Mitteln versuchen, den Olymp zu stürmen und mit ihren irdenen Füßen in den Himmel zu dringen. War das übrigens nicht das gleiche Unternehmen wie das, welches die Erbauer des Turms von Babel verfolgten, die ebenfalls, ohne ihren persönlichen Ehrgeiz abzustreifen, ins Reich des ewigen Einen gelangen

wollten? In China war von den »Bergen der Glückseligen« die Rede, und die alten Weisen pflegten ihre Schüler am Rand von Abgründen zu versammeln... Nachdem ich solchermaßen die bekanntesten Mythologien durchmustert hatte, war ich zu allgemeinen Betrachtungen über die Natur der Symbole übergegangen, die ich in zwei Klassen teilte: diejenigen, die nur Proportionsgesetzen zu genügen brauchen, und diejenigen, die darüber hinaus Gesetzen der Größenordnung unterliegen. Die angeführte Unterscheidung ist schon oft gemacht worden; gleichwohl wiederhole ich sie: Proportion meint das Größenverhältnis der Teile der Sache selber, Größenordnung dagegen das Verhältnis zwischen ihren Größenmaßen und denen des menschlichen Körpers. Ein gleichseitiges Dreieck z. B. – das Symbol der Trinität – hat, gleichviel wie groß es ist, immer denselben Wert. Nehmen Sie umgekehrt eine Kathedrale und reduzieren Sie sie auf ein genaues Abbild von dreißig oder vierzig Zentimeter Höhe: ihrer Form und deren Verhältnissen nach wird diese Reduktion auch dann noch die rationale Bedeutung des Gebäudes vermitteln, wenn man die Einzelheiten mit der Lupe studieren muß; aber sie wird nicht mehr die gleiche Emotion auslösen, nicht mehr die gleiche Körperhaltung herausfordern, weil sie hinter der für eine Kathedrale vorgeschriebenen Größenordnung zurückbleibt. Im Fall des symbolischen Bergs *par excellence* nun – des Bergs, den ich den *Analog* zu nennen vorschlug – ist diese Größenordnung bestimmt dadurch, daß er mit gewöhnlichen menschlichen Mitteln nicht zugänglich sein darf. Sind aber nicht der Sinai,

der Nebo, sogar der Olymp längst zu Touristenzielen geworden? Selbst die höchsten Gipfel des Himalaya gelten heute nicht mehr für unzugänglich. Alle diese Berge haben also ihre Analogiekraft verloren. Das Symbol hat seine Zuflucht zu Bergen nehmen müssen, die, wie der Meru der Hindus, rein legendär sind. Wenn aber der Meru – mich auf dieses Beispiel zu beschränken – nicht mehr geographisch zu orten ist, kann er auch nicht mehr die Aufgabe des Wegs erfüllen, der die Erde mit dem Himmel verbindet; er kann wohl den Mittelpunkt oder die Achse unseres Planetensystems bedeuten, aber nicht mehr die dem Menschen gebotene Möglichkeit, zu ihnen vorzudringen. Soll ein Berg – so schloß ich – die Rolle des *Analog* spielen können, muß den Menschen, so wie die Natur sie ausgestattet hat, sein Gipfel unzugänglich, sein Fuß jedoch zugänglich sein. Er muß der einzige seiner Art sein, und er muß geographisch existieren. Die Pforte zum Unsichtbaren muß sichtbar sein.

Das hatte ich geschrieben. Nahm man meinen Artikel wörtlich, mußte daraus hervorgehen, daß ich tatsächlich an die Existenz eines irgendwo auf der Erdoberfläche gelegenen Berges glaubte, der höher war als der Mount Everest – in den Augen jedes »vernünftigen« Menschen eine Absurdität. Und nun kam einer und *nahm* mich wörtlich! Sprach sogar davon, daß »die Expedition« jetzt möglich werde! Ein Verrückter? Ein Witzbold? Aber was war dann mit mir, der ich diesen Artikel geschrieben hatte? Hatten meine Leser nicht das Recht, sich hinsichtlich seines Autors die gleiche

Frage zu stellen? Was war ich also: ein Verrückter? ein Witzbold? oder ganz einfach nur ein Literat? – Ich muß heute gestehen, daß ich im gleichen Augenblick, in dem ich mir diese nur wenig angenehmen Fragen stellte, die Empfindung hatte, daß trotz allem etwas in mir fest an die Existenz des *Analog* glaubte.

Am nächsten Tag rief ich morgens eine der für diese Tageszeit angegebenen Nummern an. Eine unpersönliche Frauenstimme belehrte mich, daß »hier die Parfumbabrik Eurhyn« sei, und wollte wissen, wen ich zu sprechen wünsche. Nach einigem Knacken in der Leitung meldete sich eine Männerstimme.

»Hallo, *Sie* sind das? Ein Glück, daß das Telefon nicht auch Gerüche übermittelt! Haben Sie am Sonntag Zeit? . . . Dann kommen Sie doch gegen elf Uhr zu mir. Wir machen vor dem Essen noch einen kleinen Spaziergang durch meinen Park . . . Wie? Ganz recht: Passage des Patriarches. Warum fragen Sie . . . Ach so, Sie meinen den Park! . . . Mein Laboratorium! Ich hatte gedacht, Sie wären Alpinist! . . . Abgemacht also: bis Sonntag!«

Es war also kein Verrückter. Ein Verrückter würde in einer Parfumbabrik keinen wichtigen Posten bekleiden. Ein Witzbold also? Dazu paßte wieder nicht seine warme und feste Stimme.

Wir hatten Donnerstag. Noch drei Tage! Meine Umgebung muß mich während dieser Zeit reichlich zerstreut gefunden haben.

Am Sonntag morgen bahnte ich mir, über Bananenschalen ausgleitend und mit der Fußspitze Tomaten vor mir herstoßend, an schwitzenden einkaufenden Frauen vorbei den Weg zur Passage des Patriarches. Ich betrat einen Torweg, fragte die Concierge nach Herrn Sogols Wohnung und wurde von ihr zu einem über den Hof gelegenen Aufgang für Dienstboten verwiesen. Bevor ich ihn erreichte, bemerkte ich, daß an der Hauswand, von der der Putz abbröckelte, aus einem kleinen Fenster des fünften Stocks ein Doppelseil herunterhing. Eine Manchesterhose – soweit ich auf die Entfernung derartige Einzelheiten erkennen konnte – kletterte aus dem Fenster; sie steckte in Strümpfen, die ihrerseits in weichen Schuhen steckten. Sich mit einer Hand an der Fensterbrüstung festhaltend, nahm die so gekleidete Person blitzschnell das Seil zwischen die Beine, wand es sich um den rechten Oberschenkel, führte es dann schräg über die Brust zur linken Schulter und von dort, hinter dem hochgeschlagenen Kragen ihrer Kletterweste, über die rechte Schulter wieder nach vorn, faßte mit der rechten Hand das lose herabhängende Stück, mit der linken das andere und seilte sich, in jenem Stil, der sich so gut auf Fotos ausnimmt: den Oberkörper gerade aufgerichtet, die Beine gespreizt, mit einer Geschwindigkeit von ein Meter fünfzig in der Sekunde ab. Sie hatte kaum den Boden erreicht, als ihr, auf dieselbe Weise, eine zweite Person folgte; aber diese zweite Person bekam auf der Hälfte des Wegs etwas wie eine alte Kartoffel an den Kopf, die dann auf dem Pflaster des Hofes zerplatzte. Eine Stimme trompetete dazu von oben: »Um Sie an

Steinschlag zu gewöhnen! . . .« Es gelang der Person jedoch, ohne allzusehr die Fassung zu verlieren, nach unten zu kommen, und unter den mißbilligenden Blicken der Concierge verschwanden die beiden Männer im Torweg. Ich setzte meinen Weg fort, stieg vier Stockwerke hoch und fand dort neben einem Fenster folgenden Anschlag: PIERRE SOGOL, Lehrer für Alpinismus. Unterrichtsstunden Donnerstag und Sonntag von 7-11 Uhr. Zwecks Zutritt aus dem Fenster steigen, über den Felsvorsprung linker Hand einen Kamin und dann einen lockeren Steilhang hochklettern, in Nord-Süd-Richtung dem Grat folgen und durch das am Osthang gelegene Dachfenster eintreten.

Ich fügte mich gern dieser bizarren Anweisung, obwohl die Treppe noch bis zum fünften Stock führte. Der »Felsvorsprung« war ein schmales Sims, der »Kamin« ein nach der einen Seite offener Fassadeneinschnitt, der »lockere Steilhang« ein altes Schieferdach, der »Grat« der Dachfirst. Ich stieg durch das bezeichnete Dachfenster und fand mich meinem Mann gegenüber. Er war ziemlich groß, dabei mager und sehnig; er trug einen mächtigen schwarzen Schnurrbart, und sein Haar war leicht gekraust; er strahlte die Ruhe des in einen Käfig gesperrten Panthers aus, der auf seine Stunde wartet; er sah mich aus dunklen, gelassenen Augen an und gab mir die Hand.

»Sie haben gerade gesehen, was ich alles tun muß, um mir mein Geld zu verdienen«, sagte er. »Ich wünschte, ich könnte Sie besser empfangen.«

»Ich dachte, Sie arbeiten in einer Parfumbabrik«, unterbrach ich ihn.

»Nicht nur! Ich habe außerdem noch in einer Fabrik für Haushaltsartikel, einer Firma für Campingbedarf, einem Laboratorium für Insektenvertilgungsmittel und einer Werkstatt für Fotogravüre zu tun. Ich lasse mich überall anstellen, wo es Erfindungen zu machen gilt, die man für unmöglich hält. Bisher ist das immer gutgegangen, aber da die Leute genau wissen, daß ich nichts anderes kann, bezahlen sie mir nicht viel. Deshalb gebe ich Söhnen reicher Familien, die vom Bridge und von Kreuzfahrten mit Luxusjachten genug haben, Unterricht im Bergsteigen. Aber machen Sie es sich bitte bequem und sehen Sie sich in meiner Mansarde um.«

Tatsächlich waren es mehrere Mansarden, die dadurch, daß man die Zwischenwände entfernt hatte, ein zwar niedriges, aber geräumiges, an der einen Seite durch ein breites Fenster erhelltes Atelier bildeten. Unter dem Fenster alle möglichen Apparaturen, wie man sie zu physikalisch-chemischen Versuchen braucht, und rings herum ein von Töpfen und Holzkübeln mit Saxifragen, Sukkulenten, kleinen Koniferen, Zwergpalmen und Rhododendren gesäumter steiniger Weg, der einen schlechten Maultierpfad nachahmte. Beiderseits des Wegs, von der Decke herabhängend oder an einem der Bäumchen und Büsche befestigt, so daß jeder Zentimeter Raum ausgenutzt war, Hunderte von kleinen Tafeln. Auf jeder dieser Tafeln eine Zeichnung, ein Foto oder eine Tabelle, die zusammen eine regelrechte Enzyklopädie dessen bildeten, was man die »gesicherten menschlichen Kenntnisse« nennt. Eine schematische Darstellung der pflanzlichen Zelle – das perio-